

Sonntags-Blatt

Verantwortlicher Schriftleiter
Dr. phil. Franz Gueze.

der Rheinischen Volkszeitung

Notationsdruck und Verlag von
Germann Rauch, Wiesbaden.

Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 44

Sonntag, den 26. September 1915

33. Jahrgang

Kirchlicher Wochenkalender

Sonntag, 26. September: Mikus. Montag, 27. September: Rosmas.
Dienstag, 28. September: Wenzel. Mittwoch, 29. September: Michael.
Donnerstag, 30. September: Hieronymus. Freitag, 1. Oktober: Remigius.
Samstag, 2. Oktober: Leodegar.

Achtzehnter Sonntag nach Pfingsten

Evangelium des hl. Matthäus 9, 1—8.

In jener Zeit stieg Jesus in ein Schifflein, fuhr über und kam in seine Stadt (Napharnaum). Und siehe, sie brachten zu ihm einen Wichtbrüchigen, der auf einem Bette lag. Da nun Jesus ihren Glauben sah, sprach er zu dem Wichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und siehe, einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott! Und das Jesus ihre Gedanken sah, sprach er: Warum denket ihr Böses in euern Herzen? Was ist leichter, zu sagen: Deine Sünden sind dir vergeben, oder zu sagen: Steh auf und wandle umher? Damit ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe, die Sünden zu vergeben auf Erden (sprach er zu dem Wichtbrüchigen): Steh auf, nimm dein Bett und geh in dein Haus! Und er stand auf und ging in sein Haus. Da aber das Volk dieses sah, fürchtete es sich und pries Gott, der solche Macht dem Menschen gegeben hat.

*

Die Planke nach dem Schiffbruch, so nennt das Trienter Konzil das Sakrament der Buße. Das Bild ist uns bekannt. Wer hilflos auf den Wogen des Meeres treibt, klammert sich an das Brett, die Planke an, die von zerschellten Schiff auf dem Wasser schwimmt. Diese Planke hält ihn solange über Wasser, bis er vom rettenden Rahn aufgenommen wird und in Sicherheit ist. Für die meisten Menschen ist die Beichte die Planke nach dem Schiffbruch, und wer nach dem Falle in die Todssünde nicht nach dieser Rettung greifen will, kommt um.

Die Beichte ist nicht nur die Planke, die die äußerste Lebensgefahr verhütet, sondern auch der Rahn, der den nun einmal Geretteten, aber noch nicht ganz außerhalb der Gefahr Schwebenden weiterträgt und an das große Schiff oder in den Hafen bringt, wo eine Gefahr nicht mehr besteht. Man könnte sie auch, um ein modernes Bild zu gebrauchen, mit den Stützpunkten unserer Unterseeboote an den Küsten vergleichen, wohin diese immer wieder zurückkehren, um auszurufen, sich neu zu verproviantieren, neue Befehle abzuwarten, neuen Mut und neue Begeisterung zu holen und dann wieder hinaus auf die hohe See zu fahren.

Und doch, so viele Menschen sträuben sich gegen die Beichte, verschmähen das Rettungsseil, das man ihnen zuwirft, und lassen sich hilflos noch weiter in See und Sturm hinaustreiben. Wie kommt das wohl? Einmal, weil sie die Hindernisse des Rettungswerkes in ganz falschem Lichte sehen, und dann weil sie nicht recht wissen, welche beseligende Ruhe und Sicherheit nach der aufgeregten See sie umwiegt.

Achtung und Ehre vor den Menschen sind Werte, die der Mensch kraft eines in ihm wohnenden Triebes sucht, schätzt und zu vermehren trachtet. Die Beichte aber, das Bekenntnis von so großen Schwachheiten und Armseligkeiten vor einem anderen, der ja auch ein Mensch mit Fehlern und Untugenden bleibt, widerspricht diesem Naturgebot und ist deshalb unmoralisch. So lautet die Anklage der Beichtfeinden gegen das Sakrament. Das Bekenntnis, Eingestehen ist nie unmoralisch, eher schon das trostige Bestehen auf seinem Willen, das Leugnen, Vertuschen und alles Scheinheilige. Der vor das weltliche Gericht Gezogene genießt noch immer die Achtung seiner Mitbürger, wenn er alles eingesteht. Dann darf er auch auf die Gnade der Richter Anspruch machen, während der Leugnende die ganze Härte der Strafe zu spüren bekommt. Bei der Beichte handelt es sich aber keineswegs um eine öffentliche Sitzung, sondern um eine heilige Verhandlung unter vier Augen, vor einem Richter, den nichts anderes leiten kann als Gottes Gerechtigkeit und Gottes Mitleid und Erbarmen mit einer kranken Seele, vor einem Richter zudem, der zu ewigem Stillschweigen verpflichtet ist in bezug auf alles, was in irgend einem Zusammenhang mit dem Bekenntnis steht. Man sieht, die mit dem Bekenntnis der Schuld verbundene Scham schrumpft dadurch auf ein Minimum zusammen. Auf der anderen Seite aber wachsen riesengroß die entgegengesetzten Werte: die Achtung, die der Priester dem entgegenbringt, der es über sich gebracht hat, sich zu verdemütigen, das heilige Glück, das sofort nach dem Bekenntnis in der Seele des Menschen wach wird, das

Schwinden der Last, die so schwer drückte und einem die ganze Lebensfreudigkeit nahm. Man muß hinzufügen, daß diese Beichtwerte umso reiner, ungetrübter und länger genossen werden, je offener und freimütiger das Bekenntnis war.

Auch jenes Bedenken muß ganz zurücktreten, daß der Priester etwas von mir verlangen könnte, was ich nicht zu leisten imstande wäre. Bei der Bemessung der Buße, d. h. der frommen Leistungen, die der Beichtvater auferlegt — meistens sind es Gebete — und die als Ergänzung und Vollenbung des Beichtgeschäftes gelten, hat der Priester ebenfalls nichts anderes im Auge, als darauf hinzuwirken, daß die Wirkung der Beichte möglichst nachhaltig sei. Die Buße bemißt er nach Stand, Geschlecht, Bildungsgrad, Veranlagung, Gesundheitszustand usw. Er wird z. B. einem Manne nicht etwa den Kreuzweg zu beten aufgeben, wenn er sich sagen kann, daß der Mann das doch nicht tun werde, weil erfahrungsgemäß die Männer aus eigenem Antrieb diese Andachtsübung kaum verrichten. Wenn es sich aber um Forderungen handelt, die mit der Milderung der Sünde in Zusammenhang stehen — die sog. nächste Gelegenheit — dann freilich ist der Priester von unerbittlicher Strenge. Da gibt's kein Mitleid und Erbarmen, keine Schwäche und Nachgiebigkeit, kein Ansehen der Person. Wie der Täufer Johannes vor dem Wüstling auf dem Königsstern stand und ihm das „Non licet, es ist dir nicht erlaubt“ ins Gesicht schleuderte, so wird auch der Priester, auch wenn das Beichtkind aus vornehmer, angesehenem Stande, reich und mächtig und von weitem Einfluß ist, kraft der Autorität Gottes, die ihm namentlich bei der Amtshandlung des Beichthörens zur Seite steht, furchtlos und rücksichtslos das „du sollst und du sollst nicht“ zur Geltung bringen.

Hat aber nun einmal der Priester von mir eine Forderung erhoben, die nach meinem Rechtsbewußtsein übertrieben oder unerfüllbar ist, dann kann ich in aller Ehrfurcht ihm auf meine Bedenken aufmerksam machen und um Abänderung bitten. Wehrt er aber darauf nicht ein, dann steht es mir frei, mich seiner Gerichtsbarkeit zu entziehen und meine Sache vor einen anderen Richter zu bringen. Die Kirche hat von jeher strenge das Recht der Gläubigen gewahrt, sich ihren Beichtvater selbst zu wählen. Und jene, die durch ihren Wohnsitz und ihre Lebensweise fast nur aus einem einzigen Priester angewiesen sind, wie die Nonnen, besonders die in Klöstern mit strenger Klausur, (d. h. ohne Ausgang und Verkehr mit der Welt) haben in den letzten Jahren wiederholt vom Papste eingehende Instruktionen erhalten, wie auch ihnen das Recht der Wahl des Beichtvaters erhalten werden soll.

Auch dann, wenn der Priester nach meinem Dafürhalten nicht objektiv genug entscheidet, wenn er entweder zu kurze oder zu lange Ermahnungen gibt, kurz, wenn er mir nicht sympathisch ist, steht mir jederzeit das Recht zu, einen anderen zu nehmen. Wer jedoch das Glück hat, als Beichtvater und Seelenleiter einen seelen-eifrigen, frommen, erleuchteten Priester zu besitzen, der freue sich dessen aus ganzem Herzen und suche recht lange dieses Glück festzuhalten. Es wäre ungerechtfertigt und sein Nachteil, wenn er sich an einen anderen wenden wollte, weil sein Beichtvater in gerechter und ernster Sorge um seinen Fortschritt in der Tugend ihn auf diese und jene Angewohnheit aufmerksam machte, diesen oder jenen Fehler rügte, dies und jenes von ihm verlangte.

Das Erscheinen vor dem Priester im Beichtstuhl, um ihm die geheimsten und verschwiegensten Dinge anzuvertrauen, ist und bleibt ein Akt gottgefälliger Verdemütigung. Und alle, die das Sakrament in Anspruch nehmen wollen, müssen sich diesem Akt unterziehen. Hier hat keiner vor dem anderen etwas voraus. Des Königs Sohn und des Arbeiters Sohn, das schlichte Dienstmädchen und die Brillanten tragende Dame, gleichermaßen stehen sie hinter- und nebeneinander am Beichtstuhl und warten, bis die Reihe an sie kommt. Es gibt wohl kaum eine Gelegenheit und eine Stelle in der katholischen Kirche, wo die Gleichheit der Menschen vor Gott und in der Behandlung vonseiten der Kirche greifender, augenscheinlicher und packender dargestellt wird.

Wer aber die Beichtfeinde überwunden hat und häufig dem Richterstuhl der Buße sich naht, dem tun sich tausend geheimnisvolle Schatzkammern auf, dem wird das Beichtsakrament zu einer nie versiegenden Quelle irdischen Glückes.

Die meisten Menschen stehen ihrem Glück selbst im Wege. Das Glück möchte Einfahrt halten bei ihnen, findet aber die Türe versperrt und die Wohnung in unwohnlichem Zustande. Da wendet sich das Glück traurig ab und zieht von dannen. Wo aber die Beichte die Wohnung schön hergerichtet hat, da braucht der Mensch

das Glück nicht zu rufen, es kommt ungerufen und zieht mit fröhlichem Gesichte ein und schlägt seinen Thron mitten drin auf. Es ist dem Menschen wie einem Blinden, der mit einemmale sehend wird. Er war mitten in die Herrlichkeiten der Schöpfung gefetzt, gewahrte aber ihre Schönheit nicht. Nun fällt es ihm wie Schuppen vor den Augen. Der weite Blick für alle Werke, die eine große Seele, einen hochherzigen Entschluß, eine heldenmütige Hingabe zur Voraussetzung haben, tut sich ihm auf, und während andere immer ihren Blick an der Erde und ihren Gütern geheftet halten, schaut er auf und gewahrt weit hinten, da wo der Anderen Blick nicht hinreicht, ein anderes Ziel, das sich mit dem bisherigen nicht messen kann. Reinigung, Läuterung des Begierdevermögens, der Phantasie, Stärkung und Kräftigung des Strebevermögens und Hinordnung auf die ewigen, unverrückbaren Ziele der göttlichen Weltordnung, das sind die nächsten Resultate des fleißigen Gebrauchs des Beichtsakramentes.

Die Demut wächst. Die Demut ist aber die Kardinaltugend und die Grundlage zu großen Taten. Der Demütige kennt die Tragweite seiner Kraft, er weiß, welche Mittel er zur Hand hat, und wo das Ende seines Könnens ist. Er weiß aber auch, woher er die Mittel nehmen kann, um über seine Kräfte hinaus zu wirken.

Die Kenntnis des eignen Ich wird durch das Beichten ungemein gefördert. Man sieht sich im Spiegel der Gewissensforschung und durch das liebevolle Eingehen des Priesters auf Neigung, Charakter, Anlagen von einer Seite, die einem bisher verborgen geblieben ist. Einseitigkeit ist immer nichts wert, besonders aber auf dem Gebiete der Selbsterkenntnis. Der ganze Mensch muß erfasst werden. Wer sich aber selbst kennt, seine Fehler, seine Mängel, seine schwachen Seiten, dann aber auch seine starken Seiten, wo er einsehen kann, um etwas Tüchtiges, Bebiegenes zu leisten, wo noch mehr herausgeholt werden kann, der ist auf dem besten Weg zu Glück und Friede.

Auf der anderen Seite ist die Selbsterkenntnis, gewonnen durch das häufige Beichten, die Stufe zur Kenntnis des Nebenmenschen. Den Nebenmenschen verstehen, sich hineinfinden in seine Lage, in seine Bedrängnisse und Sorgen, in seinen Seelenzustand, das ist ein wichtiges Stück zum glücklichen Nebeneinanderwohnen der Menschen. Denn es führt zu den vornehmen Tugenden der Rücksicht, des Wohlwollens, der Teilnahme, der Güte und Liebe. Die Beichte hat also in hervorragendem Maße den Trieb nach Betätigung der Familien-, Gemeinde- und Staatsbürger-tugenden in sich.

Und wenn wir zum Schluß, wie es nun einmal nicht anders geht, den Krieg in unsere Betrachtung mit hineinziehen, wer gibt unseren Tapfern in Angesichte des Feindes jene Unüberwindlichkeit, jene Todesverachtung? Die Beichte mit ihrem erlösenden, zuversichtlichen Charakter, mit ihrem starken Glauben, daß selbst im Falle des Todes mir „nichts passieren“ kann, wie der einfache Christ sich ausdrückt. Und wer verleiht den Helden daheim das Gefühl der Gottesnähe, der Ergebung in seinen heiligen Willen, mag's kommen wie es will? Wiederum die heilige Beicht, wo die irdischen Gefühle und Berechnungen weit zurücktreten und Platz machen den Erwägungen, die allein Wert und Bestand haben vor dem Ewigen.

Neues Licht, neue Wege, neue Kraft! Das sind die wahrhaft göttlichen Früchte des Beichtsakramentes. Bpe.

Maria, Schmerzensfrau!

Du starke Frau, dein Leben war ein Bluten,
In siebenfachem Strome floß es hin;
Doch als dein Kind erlag in Schand und Qualen,
Stand stark und himmelwärts dir Herz und Sinn.

Du gabst, auf blassen Lippen Segensworte,
Das Feuer der Tranken, armen Welt,
Vor deinem Blick des Opfers reicher Segen,
Denn ostwärts rötete sich schon das Feld.

Aus deines Sohns, aus deines Herzens Bluten
Stieg die Erlösung uns, so selig groß,
Und was der Unrast und dem Tod verschrieben,
Rahm Fried' und Leben schließend in den Schoß. —

Es pocht mit hartem Schlag an Mütterherzen
Der graue, opferreiche Niesenkrieg;
Ich sah in Trauer drob schon manche Mutter,
Sah auch, wie glaubensstark sie trug und schwieg.

O Schmerzensfrau! Mit zitternd wehen Händen
Hielt sie sich fest an deinem heiligen Bild;
Und aus dem Herzen kam ein heißes Flehen,
Das ihrem Kummer gnadenvoll gestillt:

„Erlebe meinem Kind den ewigen Frieden,
Daß er bei Himmelsheben selig thronet,
Daß durch sein Blut in Glauben und in Reinheit
Der Friede stets in deutschen Landen wohnt!“

P. S. B., O. F. M.

Aus dem Schatze liturgischer Schönheit

Die Wechselgesänge aus der Messe des achtzehnten Sonntags nach Pfingsten.

So lang hätten wir uns das blutige Ringen doch nicht vorgestellt! Nicht, als ob wir nicht mehr könnten oder kriegsmüde wären, weil wir mit unserer Begeisterung, unserer Kraft und unseren Mitteln am Ende wären. Nein, wir wollen ausharren, bis ein voller und wirklicher Frieden uns beschieden, ein Frieden,

um den wir mit Ehren beten, um den wir auch in den Ausdrücken und Gefinnungen beten können, wie sie die Wechselgesänge aus der Messe des achtzehnten Sonntags nach Pfingsten enthalten. Der Introitus allein ist schon ein herrliches Friedensgebet; er lautet: „Gib Frieden, Herr, denen, die auf dich harren, damit deine Propheten wahrhaftig erfunden werden; erhöre die Bitten deines Knechtes und deines Volkes Israel. Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn! Ehre sei ihm. Gib Frieden, Herr usw.“ — Ja, wir harren auf den Herrn und seinen hl. Frieden! Wir setzen sowohl beim Kampfe wie beim Rufen um diese selige Himmelsgabe unsere Hoffnung allein auf den Herrn der Heerscharen, der Heldensinn und Heldenkraft verleiht. Wir, nicht nur die Krieger und das Volk, auch unsere Führer haben es oft genug bekannt: „Unsere Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde erschaffen hat!“ Weil wir in der ganzen Gesamtheit von Gott allein im Kampfe um unsere Freiheit und unser Sein den Sieg erwarten, deshalb flehen wir auch zuversichtlich, mit reinem Blick und ehrlichem Herzen um einen völligen Frieden, der aus der Höhe stammt und Höhenreinheit und Höhenbeständigkeit in sich trägt. Wir flehen auch deshalb um einen solchen Frieden, weil die geistlichen und weltlichen Führer des Volkes im Vertrauen auf unser gutes Recht einen solchen Frieden in sichere Aussicht gestellt haben, weil aber auch ein jeder von uns einen solchen Frieden sich verspricht und verspricht, als er zum Kampfe freudig und tapfer auszog. Wir hoffen zuversichtlich, daß wir nicht zu Schanden werden; und so rufen wir: „Erhöre die Bitte deines Knechtes, des Einzelnen im stillen Gebete, des ganzen deutschen Volkes, wenn es im gemeinsamen Gottesdienste fleht:

Verleihs uns Frieden gnädiglich,
O Herr, in unsern Zeiten;
Es ist ja doch ein anderer nicht,
Der für uns könnte streiten,
Als du, o Gott, alleine!“

Der Psalmvers malt uns schon den Jubel im Voraus, der sich erheben soll, wenn die Friedensglocken zur Dankesfeier in die Kirche rufen. Wie wird da jeder in Wahrheit ausrufen können: „Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn!“

Diese letzten Worte bilden zugleich den Anfang des Graduale und des Allelujaverses: „Ich freue mich, wenn man mir sagt: Lasset uns gehen zum Hause des Herrn! Es werde Frieden in deiner Kraft und Ueberfluß in deinen Tünnen! Alleluja Alleluja! Die Völker werden fürchten deinen Namen, o Herr, und alle Könige der Erde deine Herrlichkeit. Alleluja!“ — Wie werden dann die Glocken froh hinaus läuten ins Land! Wie werden frische Kränze und wehende Fahnen zu einem herrlichen Bilde zusammenstürmen! Wie werden die Augen froh bliden, die Herzen dankbar schlagen, wenn wir uns jubelnd zur Friedensfeier rüsten! Doch einzuweilen ist noch schrecklicher Krieg! Deshalb rufen wir: „Es werde Frieden in deiner Kraft, durch Gottes allmächtiges und allweises Wollen, und Ueberfluß in deinen Tünnen, ein Frieden, der als Ueberfluß des großen, ewigen Himmelsfriedens, uns wirklich freit und neidlos im frohen Lande wohnen läßt. Dann werden alle Verhältnisse zur früheren Blüte zurückkehren, dann wird auch Ueberfluß in unseren Tünnen, in unseren Wohnungen, unseren Dörfern und Städten sein. Dies soll freilich kein Ueberfluß sein, der zu Unrecht und Sünde und neuem Unfrieden führt, sondern ein Ueberfließen, das Not, Entbehrung und ohnmächtiges Neiden ausschließt und gern dorthin gibt, wo die Armut weh tut. So würden dann die Menschen auch nicht durch den überfließenden Reichtum und die herrlichen Gaben des Friedens von der Furcht des Herrn abgehalten, sondern nur zu ihr hingeführt und die Könige und Herrscher würden in der Regierung eines glücklichen, zufriedenen Volkes echte Abbilder göttlicher Herrlichkeit sein. So würde dann auch die echte Frömmigkeit, die wahre Gottesverehrung wieder bei der Menschheit Eingang finden; es würde glücklich sein, wie in den glücklichen Zeiten des auserwählten Volkes, an die das Offertorium erinnert: „Mose heiligte dem Herrn einen Altar und brachte darauf Brandopfer dar und opferte Tiere; er stiftete das Abendopfer zum lieblichen Wohlgeruche für den Herrn und Gott vor den Augen der Kinder Israels.“ — Diese Opfer zur friedlichen Abendzeit, zur Zeit, wo alle Mühe, alle Arbeit des Tages ruht, wo die Nacht voll Ruhe und Frieden niedersteigt, sind so recht ein Zeichen, daß auch im Lande tiefster Frieden, daß des Reiches Grenzen wohl bewahrt die Völker umschließen. Gerade beim hl. Opfer sollen wir flehen, daß dieser Friede auch bei uns wieder einklehre, daß die Männer, die Söhne und Brüder doch bald wieder an den gewohnten Plätzen in dem heimischen Kirchlein knien, um sich für die Werke des Friedens Kraft und Gnade zu erbitten. Unser Friedensgebet hat nie solche Kraft, als wenn wir es mit den hl. Gestalten dem himmlischen Vater darreichen. Diese Kraft wird sich noch steigern, wenn wir der Mahnung des Kommunionverses folgen: „Bringet Opfer herbei und geht ein in seine (des Herrn) Vorhöfe! Betet den Herrn an in seinem heiligen Hause!“ Bringet Opfer herbei! Dies heißt bei uns Christen, daß wir uns selbst dem Herrn mit reinem Herzen darbringen, in opferreicher Buße jedes Unrecht

und jede Sünde von dem Herzen schaffen, um so den Herrn würdig empfangen zu können, ihm würdig in seinem hl. Hause anbeten zu können. Und gerade, wenn das Herz unseres Gottes so nahe unserem eigenen in hl. Kommunionshunde schlägt, dann wird unser Gebet um Frieden doppelte und dreifache Kraft erlangen. Deshalb kommt, alle, zum Opfer des Friedens, zum Tische der Seligkeit und steht, daß dem deutschen Volke ein wahrer, echter und großer Frieden geschenkt werde — Gott muß uns dann erhören!

Doch haben die Wechselgefänge noch einen weiteren Sinn, sie sind nicht nur auf unsere furchtbare, schicksalsschwere Zeit abgestimmt. Sie stehen für gewöhnlich um den Frieden, der in jeder Menschenbrust wohnen soll, der in eigenen Herzen wie Sonnenschein und Himmelslicht wärmt, erleuchtet, froh und glücklich macht. Dieser Frieden, der mit Gott, dem Nächsten und dem eigenen Ich so zarte Bande knüpft, besteht im unentwegten Voranschreiten auf dem Wege der Tugend und des Rechtes; er besteht in dem unerschütterlichen Willen, Gott, dem Nächsten und sich selbst das zu geben, was recht und billig ist. Und um diesen Frieden müssen wir ebenso beten, wie um den Frieden, den jetzt der Krieg verschneht. Auch in diesem Sinne wollen wir rufen: „Gib Frieden, Herr, denen, die auf dich harren, damit deine Propheten wahrhaftig erfunden werden; erhöhe die Bitten deines Knechtes und deines Volkes Israel. Es werde Frieden in deiner Kraft und Ueberfluß in deinen Tüchern, und die Völker werden deinen Namen fürchten, o Herr, und alle Könige deine Herrlichkeit!“

P. S. B., O. F. M.

Der hl. Hieronymus — ein Mann des Kampfes

(30. September.)

Ich bins, der die Gerechtigkeit lehrt; ich bin ein Vorkämpfer des Heils. (38. 63, 1.)

Die meisten Menschen sind zu Kämpfern bestimmt; selbst wenn sie in Zeiten leben, die friedlich durch die Länder schreiten. Nicht nur äußere Feinde rufen zum mannigfachen Kampfe, auch im Innern tobt ein Kampf, der gerade in solchen Kampfnaturen am heftigsten lodert, dann aber auch, wenn das Bessere im Menschen siegt; den Selben für den Himmel reif gemacht hat: Soldat ein Doppeltkämpfer war St. Hieronymus.

Hieronymus wurde in den dreißiger Jahren des 4. Jahrhunderts zu Stridon im Dalmatinischen geboren. Die Eltern waren Christen und wohlhabend, so konnten sie den hochbegabten Sohn mit fünfzehn Jahren nach Rom zum Studium der Beredsamkeit schicken, das die gesamte wissenschaftliche Ausbildung eines jungen Mannes umfaßte. Hieronymus war ein überaus eifriger Student; sein Wissensdurst war kaum zu stillen. In gleicher Weise interessierten ihn die heidnischen wie christlichen Kunstdenkmäler des alten Roms. Dieser Zug nach zwei Seiten prägte sich allmählich seinem ganzen Wesen auf. Einmal schwärmte er, ganz hingeworfen für der Wissenschaft hehre Güter, dann gab er sich wieder ganz dem lauten gesellschaftlichen Leben der üppigen Weltstadt hin. Doch bald hatte er beide satt; er empfing aus der Hand des Papstes Liberius die hl. Taufe, begab sich dann nach Aquileja, wo ein Kreis frommer und gelehrter Männer ihn eine zeitlang fesselte. Lange hielt es ihn auch hier nicht; im frisch aufstrebenden Trier vollendete er seine wissenschaftliche Bildung; in der fröhlichen Moselstadt reifte aber auch der Entschluß, der Welt zu entsagen, und ganz der Wissenschaft und Frömmigkeit zu leben.

Nachdem er von der Heimat Abschied genommen, durchzog er scharf beobachtend die Provinzen der Balkanländer und Kleinasien und landete schließlich in Christi Hauptstadt Antiochien, wo er den Unterricht des berühmten Bischofs Apollinaris von Laodicea genoss. In den Jahren 374—78 lebte er als Einsiedler in der Wüste Chalcis. Studium, Gebet und Kasteiungen bilde den Inhalt seines einsamen Lebens. Trotzdem erhob sich jetzt ein furchtbarer Kampf in seinem Inneren. Die sinnliche Natur, der Hieronymus in der Jugend vielfach nachgegeben hatte, die dann durch die Hingabe ans Christentum, durch den Verkehr mit keuschen und frommen Freunden, durch die stets wechselnden Eindrücke weiter Reisen niedergehalten war, erhob sich in der kalten, kalten Einöde von neuem. Die glühendste Phantasie malte ihm die genossenen Freuden mit einer Lebendigkeit vor die Seele, daß der Brand der Leidenschaft ihn fast verzehrte. Er schlug sich mit hartem Steine die heiße Brust wund, bis sich endlich der Sturm legte und Frieden wieder in die zerrissene Seele einkehrte. Auch zu den heidnischen Dichtern und Philosophen zog ihn von neuem mit unwiderstehlicher Gewalt; und er sollte sich doch ganz der Betrachtung hl. Dinge hingeben. Ein Traum, worin er sah, wie ihn der Herr als „Ciceronianer“ zum ewigen Feuer verurteilte, heilte ihn auch von dieser Leidenschaft: die hl. Bücher waren von da ab seine ständigen Freunde. Mittlerweile hatte er die Priesterweihe empfangen, ohne aber an eine bestimmte Kirche gebunden zu sein.

Deshalb reiste er 382 nach Rom zurück; Papst Damasus hatte ihn zu sich eingeladen. Im Auftrage dieses heiligen und gelehrten Papstes reinigte er die Bücher des Neuen Testaments von einschleichenden Unrichtigkeiten, war aber dem hl. Vater durch seine überwältigende Gelehrsamkeit auch sonst eine zuverlässige Stütze. Daneben war er einer kleinen Anzahl heilsbegieriger Seelen, besonders aus der vornehmen Frauenvwelt Roms, Führer zum Heile. Wie er mit sich selbst streng verfuhr, war er auch anderen gegenüber ein strenger Mahner. So entstand ihm von

verschiedenen Seiten bittere Feindschaft, die ihn nach Damasus Tode wieder ins hl. Land zurücktrieb. Zuerst bezog er in der Nähe Bethlehems eine enge Zelle und lebte da fast wieder als Einsiedler. Dann bezog er mit anderen Mönchen ein neuerbautes Kloster, das bald der Mittelpunkt eines heiligen, den göttlichen Wissenschaften ganz gewidmeten Lebens wurde. Hier entstand vor allem die Uebersetzung der hl. Schrift aus dem hebräischen Urtexte: ein Riesenwerk; heute noch die offizielle Ausgabe der hl. Bücher, wie sie in der Kirche gebraucht werden. In unermüdlicher Arbeit besaute er aber auch sonst das gesamte Gebiet der Theologie. In herrlichen Briefen übte er den weitgehendsten Einfluß auf seine Zeit aus; verteidigte vor allem jede Seite des kath. Glaubens, die angegriffen wurde. Er wurde so in die hartnäckigsten literarischen Fehden verwickelt; öfter schlug sein schneidiges Schwert auch guten Freunden blutende Wunden; denn bis an sein Lebensende blieb der Heilige ein Mensch, der in ununterbrochenem Kampfe mit seiner leidenschaftlichen Natur schwer zu tragen hatte. Er kämpfte treu und entschlossen, bis der 30. September des Jahres 420 ihn zum Frieden und zur Krönung heimrief.

St. Hieronymus ist ein Heiliger, dem die Leidenschaft das Leben zu einem endlosen, erbitterten Kampfe gestaltete. Nicht die leidenschaftslosen Menschen sind die besten, sondern die, die das Unedle der Leidenschaft zügeln und niederhalten, mit ihren edlen Kräften aber zur Höhe streben, wo nur echte Kämpfer gekrönt werden.

P. S. B., O. F. M.

Heldengräber

Von Gotthard Herzog.

Jrgendwo auf einer Wiese ist ein Grab.

Ein schlichter Hügel, von Unkraut überwuchert. Darauf ein Kreuz, von ungeschickter Hand aus Holz gesägt.

„Hier ruht ein waderer Soldat!“

Mit Bleistift sind diese Worte auf das Kreuz gekritzelt, flüchtig, kaum zu lesen. Wind und Wetter gehen über die Schrift und löschen sie aus.

Hier ruht ein waderer Soldat! Wie ergreifend, wie inhaltsvoll ist diese Widmung. Der da unten schläft, ist nur ein Namenloser, der in fremder Erde ungelannt und unbetrauert ruht, um dessen Grab Nesseln und Disteln grüne Schleier des Vergessens weben. Und doch ist auch er einer Mutter Sohn, und während ein treues Mutterherz um ihn bangt und betet, deckt fremder Boden seine Glieder.

Ein Hübschfeld, von Räder Spuren der Geschütze tief durchfurcht. Aus schweren blauen Blüten ragt ein Kreuz, gezimmert aus zwei Balken. Daran ein Täfelchen, auf dem die Worte stehen: „Ruhestatte von fünfzehn deutschen Krieger.“

Kein Name knüpft sich auch hier an die Tat des einzelnen, kein persönliches Gedenken.

Auch an diesem Grab wird keine Freundesträne fließen, wird später kein Gebet zum Himmel steigen, der Feind beweint nicht den gefallenen Gegner!

*

Diese Gräber sprechen unmittelbarer und eindringlicher zu uns als die auf dem gepflegten und gehegten Friedhof, wo jedes Kreuz Rang und Namen des Gefallenen trägt. Und doch: Das einsame Heldengrab mag poetisch verklart sein, von einem höheren Standpunkt aus, von dem wir Namen als Schall und Rauch betrachten und nur die unvergänglichen Früchte eines Menschenlebens wertvoll heißen, beruhigend gar und tröstend sein, für unser Mitgefühl aber hat es immer etwas Grausames, Untröstliches! Und bei aller Philosophie und logischen Erwägung, die uns jene ewig unwandelbare, starre, fleisch- und gefühllose Gesetzmäßigkeit schauen läßt, vor der uns im Grunde schaudert, bleiben wir doch immer Menschen, und Mensch sein, heißt ein Herz haben — und sei es auch das verstädteste, härteste Herz, es kann bewegt und ergriffen werden.

Was beim verlassenen Grab auf einsamer Flur die Namenlosigkeit des Toten und sein tragisches Vergessen sein an Mitgefühl auslöst, das erweckt auf andere Weise der wohlgepflegte Soldatenfriedhof durch die erdrückende Zahl seiner Gräber und die Last der Namen der hier Ruhenden, die alle den einen Tod starben und die alle um einer Sache diesen Tod starben! Wir stehen hier am letzten Ruheort manches Freundes, manches edlen Menschen, der für große Aufgaben in diesem Leben bestimmt schien. Unter diesen unscheinbaren Hügeln liegt ein Teil unserer schöpferfreudigsten, kraftreichsten Jugend, ein Teil unserer nationalen Zukunft, Männer und Jünglinge, in deren Hand das Erbe der Väter gelegt war, das sie mit ihrem Leben jetzt schützen und heiligen, nicht aber weiter pflegen durften, wie das Vermächtnis lautete. Wohl ist es edel, für eine große Sache zu sterben, aber edel ist es auch für sie zu leben. Im Grunde geht es auf eins hinaus, ob ich mein Leben im tätigen oder im leidenden Sinne einer Pflicht opfere... Aber die vielen, deren letzte Heimat fremde Erde wurde, sind gereinigt durch die große Pflicht, für die sie starben, und der Lorbeer, der auf ihrer marmorweißen Stirn leuchtet, wird das unvergängliche Wahrzeichen ihrer Seelengröße und Seelenreinheit. Da schläft keiner, der dem Tod nicht mannhaft entgegengetreten ist und gefaßt sein Schicksal mit würdiger Entschlossenheit als unabwendbar hingenommen hat.

Etwas Starkes, Erhabenes geht von diesen Gräbern aus, eine sichtbare Wirkung der Heldengröße, deren Vorbild uns Lebenden als Pfand bleibt. Unter all den vielen, vielen Hügeln blickt es einem, als mahne jeder: „Ihr, die Ihr noch wandelt mit dem

Schwerte in der Hand, tut Eure Pflicht undichert das, für das wir unser Leben gaben!" —

Du scheidest von dem Soldatenfriedhof nicht in zerknirschter Wehmut, sondern mit neuer Kraft und neuem Ernst. Für die einzelnen, deren Namen auf den Kreuzen stehen, beten und weinen 'a die Lieben in der Heimat. Des armen Toten auf dem Ader, des Namenlosen, denkst du mit weher Trauer, sein Schicksal stimmt dich weich und mild, und statt mit neuem Mute gehst du von seinem Hügel in schmerzlichem Sinnen.

Unbegreifbar traurig ist das Loß, unerkannt zu ruhen in fernem Land. Keine Chronik wird euch nennen, keine Träne euren Hügel nehen, ihr tapferen, ruhmlosen Helden!

Später aber, wenn der eiserne Schritt der Ereignisse verhallt sein wird und die Einsamkeit über die Stätten des Kampfes geht, dann senkt sich über alle Hügel in Wald und Feld, über gepflegte und inschriftlose, der allverbergende Schleier der Vergangenheit, der barmherzig Grauen und Morder deckt und der die Orte des Schreckens und der Verzweiflung in traumersüßte Gesilde des Friedens wandelt.

Unter Feinden

Eine packende Schilderung seiner Tätigkeit auf dem italienischen Kampfplatze gibt der Tiroler Feldkurat Mathias Ortner in einem Feldpostbriefe:

... Gestern haben sich meine Reden wieder tapfer geschlagen. Dreizehn Stunden war ich auf dem Kampfplatze. Unsere Kanonen und Maschinengewehre leisteten eine furchtbare Arbeit. Mit großer Uebermacht haben sich die Italiener um Mitternacht auf einen vorgeschobenen Posten geworfen. Sobald meine wenigen Verwundeten fortgetragen waren, ging ich zum Feinde. Der Rückzug war ihm durch unsere Artillerie abgeschnitten. Das habe ich noch nie erlebt! Wie die Italiener mich sahen, schrien sie alle nach mir: *Padre, mio Padre, prete!* Jedem sollte ich zuerst die Sakramente spenden — die am Boden zerschmettert lagen, suchte ich herumleitend, Restenweise waren die Körper so dicht angehäuft, daß ich darübersteigen mußte — andere krochen oder hüpfen mir entgegen, oder mir nach. Offiziersdiener holten mich zum sterbenden Kapitän, — Gesunde trugen mir in Zeltblättern und Decken Verschossene entgegen — ich spendete 348 heilige Oelungen, doch viele starben mir unter der heiligen Handlung. „Alle sind wir Katholiken!“ riefen sie unaufhörlich. Drei Stunden war ich als Oesterreicher allein unter den Feinden, die sich aber schon als Gefangene betrachteten. Die Soldaten drängten sich um mich: „Rette uns, Padre, rette uns vor den Kanonen!“ Ich forderte sie auf, die Verwundeten über die Gräben zu uns herüber zu tragen, und so wurde rasch Hilfe geschafft. Alle wollten mein Kreuz küssen, sie umarmten mich, küßten meine Hände und fluchten auf die Kanonen. Spät am Nachmittag kam ich wieder in unser Lager. Wo die Gefangenen mich sahen, begrüßten sie mich und warfen mir Rußhände zu!

3u spät

Eine Kriegs-Skizze von Maria Steeg.

Wie viel Tränen und Seufzer hängen doch oft an dem kleinen Wörtchen! Wie viele Menschen haben das bittere, schmerzbringende „zu spät“ schon empfinden und erfahren müssen: ja, der tiefe Seufzer, der oft dabei verzweifelt ausgestoßen wird und immer wieder von neuem das arme Herz quält, ist gleich einem Alp, der es schwer drückt und Tag und Nacht nicht zur Ruhe kommen läßt. Der martrende Gedanke des vorwurfsvollen Wortes „zu spät“ läßt die gepreßte Brust nicht sobald wieder frei aufatmen.

Kleine, unscheinbare Verspätungen haben im Leben schon viel Kummer und Schmerzen zur Folge gehabt, und wären sie nicht so häufig vorgekommen, so würde gewiß manches still leidende Herz mehr Erleichterung, mehr Trost und inneren Frieden gefunden haben.

Es war im Herbst des Kriegsjahres ... Unser Reserve-Lazarett in S. wurde wieder einmal zurückgelegt, um einem neuen Transporte Verwundeter und erkrankter Soldaten Platz zu machen.

Die neuen Ankömmlinge waren meist solche, die vor A. gelegen hatten und es befanden sich recht traurige Gestalten darunter. Alle Baracken waren belegt. Als ich die Runde machte, die frisch Angekommenen zu begrüßen, fiel mir ein schöner junger Mann auf, dessen edles, bleiches Gesicht, umrahmt von zartem dunklem Haar, sehr leidend aussah.

Still vor sich hinstehend, lag er in seinem Bette und mochte wohl etwas gar Trauriges gedacht haben. Ich war tief gerührt und fühlte mich unwillkürlich angezogen durch diese seltene, schöne Erscheinung. Ich trat an sein Lager, um mit ihm einige Worte zu wechseln und ihm zu zeigen, daß es auch hier milde Seelen gebe, die sich seiner annehmen wollten, und daß er nicht so verlassen wäre, wie er sich vielleicht in diesem Augenblicke wähnte. Er antwortete mir freundlich auf meine Fragen und sagte mit matter Stimme: „Ich habe mich sehr stark erkältet im Felde und bin als Brustkrank ins Lazarett geschickt worden. Ich fühle mich recht unwohl.“

Sein schrecklicher Husten, das bleiche, durchsichtige Gesicht, die glänzenden Augen und das kurze Atmen zeigten mir nur zu deutlich, wie schlimm es mit dem armen jungen Manne stand.

Mit Tränen in den Augen erzählte er, daß er seit zwei Jahren verheiratet sei und fern im Norden Deutschlands wohne. Während seiner Abwesenheit im Kriege wäre sein einziges Kindchen plötzlich gestorben. Seine arme junge Frau stünde nun dadurch

so ganz allein und könne er sie gar nicht so recht trösten in ihrer Einsamkeit, weil er sich so krank fühle und selbst der Ermunterung bedürfe. Ihm fehlten deshalb alle Trostesworte für sein treues Weib.

Heiße Tränen des Schmerzes und der Wehmut rollten langsam über seine bleichen, eingefallenen Wangen. Bei Tag und Nacht quälte ihn der Gedanke an seine ferne Gattin, welche, ihrer einzigen Freude beraubt, nun daheim über den Verlust des geliebten Töchterchens einsam, ohne ein teilnehmendes Herz zur Seite zu haben, trauern müsse, während er hier krank danieder läge und noch lange nicht zu ihr kommen könnte, ihren tiefen Schmerz etwas lindern zu helfen.

Ich sagte ihm einige freundliche Worte der Teilnahme. Als ich ihm die Hand reichte und versprach, bald wieder zu kommen, bat er mich schüchtern um ein Gebetbuch, das ich sogleich holte und das er freudig ergriff. Seine kleinen mageren Hände blätterten eifrig in dem Buche; zufällig schlug er ein Gebet auf, das er schon in der Kindheit gelernt und ihm auf einmal wieder ins Gedächtnis zurückkam, worüber er eine große Freude hatte. Ueber das Lesen vergaß er ein wenig seine Sorgen und es war sichtbar, wie er sich an dem alten, aus der Jugend her bekannten Gebete erbaute und erquickte. Als ich ihn verließ, war er munterer und beruhigter.

Am folgenden Tag galt mein erster Besuch natürlich meinem armen Kranken; aber wie erschrocken ich über sein Aussehen! Regungslos lag er mit abgemagertem Gesichte auf seinem Schmerzenslager, so daß ich zweifelte, ob er lebe oder tot sei; doch der schreckliche hohle Husten, welcher bald die Stille gestört und die heftige Anstrengung desselben, welche seine ruhigen Züge auf fallend entstellten, belehrten mich nur allzu klar, daß er zwar noch lebe, wohl aber viele Schmerzen habe und es nicht mehr lange mit ihm dauern würde.

Die Kameraden, welche bei ihm waren, bewiesen alle große Teilnahme für ihn. Sie schlichen auf den Zehen, wenn sie etwas zu holen hatten, was er verlangte, und reichten es dann liebevoll dem Leidenden dar.

Eine feierliche Stille herrschte in der Baracke, nur das kurze Atmen unseres armen Patienten war hörbar. Plötzlich warf er sich unruhig im Bette umher und mit heiserer Stimme verlangte er nach dem Inspektor des Lazarets.

„Ich will mein Testament machen“, sagte er, „denn morgen muß ich sterben.“

Erschrocken und erstaunt über diese unerwartete Aeußerung, tat man eiligst, was er wünschte, um ihn nicht weiter aufzu regern und nach einer halben Stunde hatte er sein Testament gemacht. Nun begehrte er nach einem Geistlichen, um sich auf seinen Tod vorzubereiten. Rasch war auch der Geistliche zur Stelle. Nachdem der Priester seine Beichte gehört, war er ganz ergeben, nur äußerte er jetzt noch den einen Wunsch, nämlich seine Frau noch einmal zu sehen, ehe er aus diesem Erdenleben scheiden müsse. Es wurde sofort an die Frau telegraphiert und noch vor dem Abend erhielt man Antwort, daß sie unterwegs sei und hoffentlich bald bei ihrem lieben Manne sein könnte.

Es war Abend geworden; der dunkle Schein der Nacht senkte sich über viele müden Augen. Wir alle wünschten unserem Patienten einen recht erquickenden Schlaf in der Hoffnung, ihn morgen wieder zu sehen.

Er hatte auch eine ziemlich ruhige Nacht gehabt. Aber als er am Morgen sprechen wollte, konnte er es nur mit großer Anstrengung; seine feinen Züge waren ganz entstellt. Die verklärten Augen und der fremde Zug um den Mund waren traurige Boten des herannahenden Todes und ergriff uns alle aufs schmerzhafteste.

Früh schon brachte der Geistliche dem Sterbenden den Leib des Herrn. Mit inniger Andacht empfing der Kranke seinen Heiland. Es waren Minuten stiller Heiligkeit.

Der Kranke war unendlich schwach und elend, aber der Gedanke an seine so sehnlichst erwartete Frau hielt ihn aufrecht. Aber doch glich sein ganzes Sein nur einem flackernden Fackelchen. Man gab ihm stärkenden Wein, allein immer mehr erlosch die Lebenskraft — nur die Hoffnung, seinem geliebten Weibe zum letzten Male die Hand zu drücken und ihm Lebewohl zu sagen, machte seine schwachen Lebensgeister noch einmal aufflackern, aber nur auf kurze Zeit, um bald zu verlöschen für immer.

*

Es war 9 Uhr früh. Eben fuhr ein Wagen an, aus welchem eine junge Frau eiligst entstieg. Sie verlangte nach dem Inspektor, um sich zu ihrem Manne führen zu lassen. Der Zug, mit dem sie gekommen, hatte eine halbe Stunde Verspätung gehabt.

Der Gedanke, ihren geliebten Mann nun zu sehen und zu sprechen, erregte sie freudig.

Sie durchschritt den Hof des Lazarets, um nach der Baracke zu gelangen, in der sie ihren Mann zu finden hoffte, als in demselben Augenblicke eine Leiche langsam über den Hof getragen wurde. Es ergriff sie eine bange Ahnung; mit klopfendem Herzen trat sie in die Baracke, in welcher ihr Gatte sein sollte — die Stelle war leer, wo er gelegen hatte — „der Mensch denkt und Gott lenkt“. Ein verzweifelter Wehruf entwand sich ihrer gramersüßten Brust. Der herzerreißende Seufzer „zu spät“ ent rang sich ihren bleichen Lippen — ohnmächtig sank sie zu Boden.

Vor 20 Minuten hatte der, den die arme Frau suchte, sein Leben ausgehaucht.

Ihr Glück war zerschmettert. Eine mitleidige Familie nahm die schwer geprüfte Frau auf und nach dem ehrenvollen Begräbnisse des Gatten reiste die Witwe trauernd in die ferne Heimat.